

Prolog

8. September 1968

»Warum können wir nicht einfach hierbleiben?«

»Weil das nicht geht. Das weißt du doch.«

»Warum sollte es denn nicht gehen? Wir bringen die Koffer einfach wieder rauf und ...«

Genervt wandte sich die Mutter an ihren Mann, der so tat, als hätte er die halb tränenersickten Quengeleien seiner achtjährigen Tochter Jana nicht mitbekommen.

»Alfred, nun sag du auch mal was dazu!«

Doch dem Vater Alfred zuckten nur etwas spitzbübisch die Mundwinkel und er ließ seinen Blick weiterhin schweigend über die Mittelbrücke, den herbstlich einsam gewordenen Strand und das Meer gleiten. Unter den mächtigen alten Ulmen saßen sie zu viert auf einer Parkbank. Janas acht Jahre ältere Schwester Julia wünschte sich in diesem Moment auch, die Zeit möge einfach stehen bleiben. Hier in Wyk auf Föhr waren sie die glücklichste Familie der Welt. Keine Firma, keine Sorgen, keine Streitereien der Eltern wegen irgendwelcher Kunden oder Mitarbeiter. Hier ging es allen gut.

Jana war die Ursache für die Entdeckung dieses Paradieses. Vor zweieinhalb Jahren hatte man sie im Winter von der Schule heimgeschickt, weil ihr Dauerhusten den Unterricht zu sehr störte. Der Hausarzt verordnete damals sofortige Luftveränderung und empfahl eine Kur auf Föhr. So verbrachte Jana mit ihrer Mutter den Januar und Februar in der Villa Irma am Rebbelstieg. Morgens gab es ein volles Behandlungsprogramm im Kurmittelhaus mit Inhalieren und Schwimmen in einem kleinen Meerwasserbecken. Nachmittags saßen die beiden im verglasten Balkon mit Blick auf das Meer. Jana erledigte Schularbeiten, die ihr der Vater regelmäßig schickte, während ihre Mutter Aquarellbilder malte. Die Gezeiten und das Wetter lieferten ständig neue Motive. Das Meer in spiegelglatt oder bei Sturm, die

Seglerbrücke bei Flut oder mit freiliegenden Steinen, Boote im Wasser und Boote, die an Bojen gekettet bei Ebbe hilflos im Watt lagen. Nach getaner Arbeit gingen beide so oft wie möglich in Gummistiefeln am winterlichen Strand entlang und hinterließen nicht selten die einzigen Fußspuren des Tages im feinen Sand. Beide erholten sich prächtig. Auch die Mutter war sehr abgearbeitet hierhergekommen. Und beide lernten das Land und die Menschen lieben, die außerhalb der Hochsaison erst selbst richtig zu Atem kamen.

Noch im gleichen Jahr wurden die Sommerferien erstmals im Haus Possehl am Sandwall gebucht. Die Villa Irma wurde geschlossen, abgerissen und durch eine frühe 70er-Jahre-Bausünde ersetzt, die zwar auch den fantastischen Meeresblick für seine Hotelgäste in erster Reihe bot, doch der Hauch des eleganten, gemütlichen Titanic-Stils war unwiederbringlich verflogen. Zum ersten Mal im Leben war Jana zutiefst traurig über den Verlust einer Sache. Häuser waren Sachen, und Sachen waren Jana normalerweise vollkommen unwichtig. Mit Freunden und Tieren war es etwas anderes. Und mit der Villa Irma offensichtlich auch. Jana hatte noch nie Heimweh verspürt, wenn sie von Zuhause weg war. Eines Tages sagte sie jedoch:

»Ich habe Heimweh nach Wyk, zur Villa Irma.«

»Das ist kein Heimweh, das ist Fernweh«, erklärte man dem Kind geduldig.

Nach allen Aufenthalten in Wyk auf Föhr gab es regelmäßig Kampf und Tränen, weil Jana nicht mehr zurück wollte in das große düstere Haus in Klosterbach. Das riesige, unheimliche Haus mit der Firma, in der die Eltern von lauten, stinkenden Maschinen eingefangen waren.

»Wovon sollen wir hier denn leben?«, ließ sich die Mutter unbedacht auf den jährlich wiederkehrenden, fruchtlosen Schlagabtausch ein. Sie hatte ihre Jüngste unterschätzt. Die hatte nämlich ganz konkrete Pläne.

»Du malst Bilder und verkaufst sie und Papa trägt Strandkörbe aus.«

Jana meinte es ernst. Ihr Vater war groß und stark. In ihren Augen der größte und stärkste Papa der Welt und sie hatte beobachtet, dass der jetzige Strandkorbträger nicht mehr der Jüngste war und bestimmt bald in Rente gehen würde. Fasziniert hatte sie zugehört, wie er die wuchtigen Körbe wie einen Schildkrötenpanzer aufhuckelte, sodass man nur noch zwei fleißig stapfende Beine darunter sehen konnte.

»Vom Bildermalen wird man nicht reich und Papa ist viel zu klug, um sich mit Strandkörben abzuschleppen«, entgegnete die Mutter. Jana behielt beide Eltern im Auge und sah, dass sich das Mundwinkelzucken des Vaters inzwischen zu einem Schmunzeln ausweitete. Ihn habe ich gleich soweit, dachte sie hoffnungsvoll.

»Wir sind reich genug und außerdem verkaufen andere auch ihre Bilder für viel Geld. Man sieht sie ja ständig im Schaufenster, ... und Papa könnte den Flugplatz am Südstrand leiten«, kämpfte Jana unverdrossen weiter und zog bewusst den größten Trumpf aus der Tasche. Die Fliegerleidenschaft des Vaters, die die Mutter ihm allerdings wegen der Gefährlichkeit verboten hatte.

»Wir sind nicht reich!«

»Doch, die Elke und die Gabi in meiner Klasse sagen das auch. Und alle im Betrieb wissen es!«

Mutter verdrehte die Augen bis zum Anschlag.

»Die sehen eben nur die Firma mit ihren großen Häusern, aber nicht, wie sehr wir uns plagen müssen. Wir selbst sind nicht reich. Alles, was wir haben, steckt doch in der Firma.«

Vaters Mundwinkel waren mit einem Schlag eingefroren. Mit stechend blauen Augen und schmal zusammengepressten Lippen erhob er sich ruckartig von der Bank, streifte seinen Pulloverärmel am linken Arm zurück, um auf die Uhr zu sehen. Ein blasser Hautstreifen erinnerte ihn kurzfristig daran, dass er die Uhr hier in Wyk für überflüssig erklärt und in seinen Waschbeutel gesteckt hatte. Trotzdem wusste er mit einem Mal:

»Kommt, es wird Zeit! Wir müssen jetzt zum Fähranleger. Das Schiff wartet nicht auf uns.«